

DIE FACKEL

Nr. 151

WIEN, 4. JÄNNER 1904

V. JAHR

[Louise von Coburg]

U nter dem Titel: »*Der Fall der Prinzessin Louise von Coburg*¹« hat die 'Frankfurter Zeitung' in ihrem Abendblatt vom 22. Dezember einen Artikel veröffentlicht, den ich, nachdem ich beschlossen hatte, ihn als die bemerkenswerteste »Stimme des Auslands« über die österreichische »Affäre« den Lesern dieses Heftes mitzuteilen, in der 'Arbeiter—Zeitung' vom 25. Dezember exzerpiert fand. Die Sache ist von so ungeheurer Wichtigkeit, das reichsdeutsche Urteil über den psychiatrischen Skandal, der zwischen Agram und Coswig spielt, von so peinlicher Entschiedenheit, daß ich mich für verpflichtet halte, den Artikel der 'Frankfurter Zeitung' hier in seinem Wortlaute wiederzugeben:

»Das 'Neue Wiener Journal' läßt sich unter dem Schlagwort '*Prinzessin Louise von Coburg im Hausarrest*' aus Dresden schreiben: 'Ein Hausarrest, der vor mehreren Tagen der Prinzessin Louise von Coburg, welche sich bekanntlich in einer Heilanstalt unweit Dresden befindet, auferlegt wurde, bildet in den hiesigen Gesellschaftskreisen das Gesprächsthema. Die Prinzessin hat sich nämlich, wahrscheinlich in Ermangelung einer anderen Gesellschaft, in etwas weitgehender Weise mit dem Hausmeister der Heilanstalt angefreundet ... Louise von Coburg hätte sich gewiß die gerade *entgegengesetzten* Folgen dieser Affäre gewünscht: jetzt wurde nämlich der Don Juan an die Türe gesetzt, die Prinzessin aber muß in der Anstalt verbleiben'. *Diese höhnische Notiz ist eine Niederträchtigkeit*², da sie, *wahrscheinlich in ganz bestimmter Absicht*, eine von aller Welt verlassene und wehrlose Frau in der öffentlichen Meinung vollends zu vernichten trachtet. Die Angelegenheit dieser Prinzessin ist trotz aller offiziösen Mitteilungen von Coburg—Koharyscher Seite bis auf den heutigen Tag vollkommen dunkel geblieben. Finanzielle und psychiatrische Motive sind darin so eng vermischt, daß man doch endlich einmal auf eine amtliche Untersuchung des Falles durch die sächsischen Behör-

1 Eine Auflistung aller FACKEL—Meldungen zum Thema finden Sie in Heft 150 Seite 19

2 Das Wiener Diebsblatt ist jetzt natürlich auf die 'Frankfurter Zeitung' schlecht zu sprechen. Es revanchiert sich mit Notizen, die von sittlicher Entrüstung überquellen, daß man von Frankfurt aus »in frivolster Weise den niederträchtigen Klatsch aus dem intimen Familienleben der Fürstin Elisabeth Windisch—Graetz in die Welt gesetzt hat«. Ist das nicht zum Durchgehen komisch? Das ordinärste Schnüfflerblatt der Welt ist's, das so aufbegehrt! »Es hat für uns überhaupt den Anschein«, erklärt es, »als ob die 'Frankfurter Zeitung' seit dem Tode ihres vortrefflichen Chefredakteurs Dr. Stern an Zuverlässigkeit der Nachrichten und Noblesse des Tons wesentlich verloren hätte.« Das ist gewiß sehr beklagenswert, und das 'Neue Wiener Journal' ist vor allen berechtigt, es zu rügen, weil es ja — als ein Gewohnheitsdieb der Nachrichten der 'Frankfurter Zeitung' — am meisten unter der Verschlechterung des deutschen Blattes leidet.

Anm. d. Herausgebers.

[KK]

den dringen sollte, denn man vermöchte wirklich nicht einzusehen, warum eine Unglückliche einen geringeren Anspruch auf den Schutz der Gesetze haben sollte, bloß weil sie zufällig eine Prinzessin ist. Resümieren wir kurz die Affäre: die Prinzessin Louise von Coburg hatte die Leere eines unbefriedigten Lebens durch allerlei, nicht immer die Dehors wahrende Liebesabenteuer auszufüllen gesucht und hat dabei viele und leichtsinnige Schulden gemacht. Beide Verfehlungen sind bisher in fürstlichen Kreisen häufig genug vorgekommen, ohne daß man die betreffenden Personen stets gleich für irrsinnig erklärt hätte. Bei der Tochter des Königs *Leopold* lag die Sache anders. Ihr Verhältnis mit dem Oberleutnant Matassich hatte zu einem großen Skandal geführt, und ihre Schulden waren so beträchtlich geworden, daß der Gatte, der *sehr* begüterte Prinz Philipp von Coburg, um diese Verpflichtungen in ihrer vollen Höhe zu tilgen, allerdings *tief hätte in die Tasche greifen müssen*. Die Internierung der Prinzessin erst in einer österreichischen, dann in einer sächsischen Heilanstalt *erleichterte die schwierige Situation nach jeder Richtung*. Der Leichtsinn der Dame erklärte und entschuldigte sich jetzt auf natürliche Weise, und die Gläubiger ließen sich willig herbei, ihre Forderungen *beträchtlich zu ermäßigen*. Mancher Unbeteiligte aber argumentierte so: Kann nicht *jeder*, dessen Geisteszustand man unter einem bestimmten Vorurteil beobachtet, in den Verdacht geraten, nicht ganz normal zu sein? Und gibt es selbst bei wirklichen Defekten solcher Art nicht unzählige Nuancen von den augenfälligsten Erscheinungen herab bis zu den feinsten Stimmungen, die auf dem Grenzgebiet zwischen Krankheit und Gesundheit liegen? Und warum sollte es unmöglich gewesen sein, daß die Prinzessin, ohne ernstlich krank zu sein, in eine Anstalt gebracht wurde, da man doch ihren Liebhaber, an dessen Schuld niemand recht glaubte, gleichsam zur Strafe ins Zuchthaus schickte? All dies geschah vor etwa fünf Jahren, und seither ist die Prinzessin ihrer Freiheit beraubt. Was von Zeit zu Zeit über sie in die Öffentlichkeit dringt, sind *inspirierte Berichte* ¹, in denen die eine oder andere neue Sonderbarkeit der Prinzessin geschildert wird, als ob man daraus gegenüber etwa wachwerdenden Bedenken den Eindruck hervorrufen wollte, daß die aus der Welt Verschwundene wirklich krank sei. *Und die gleiche Absicht verfolgt vermutlich die oben wieder-gegebene Notiz*. Was wahr daran ist, weiß niemand, aber das glauben wir doch mit Bestimmtheit aussprechen zu dürfen: ist sie wahr, so wirft sie auf die Heilanstalt, in der sich die Prinzessin befindet, ein ungünstigeres Licht als auf die unglückliche Frau, die vielleicht in ihrer Verzweiflung nach jedem Mittel greift, um den Weg in die Freiheit zurückzufinden. Jedenfalls: steht sie unter Aufsicht oder nicht? Und wenn derartiges geschehen konnte, — wie gelangte die Kunde davon aus den Mauern der Anstalt auf die Straße und *wer hatte ein Interesse daran, sie in die Welt hinauszuposauen?* Wir glauben, *der Fall der Prinzessin Louise von Coburg liegt derartig, daß alle Freunde der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit genügenden Anlaß hätten, sich mit ihm zu beschäftigen.*«

1 Aufpassen, Bachrach!

Anm. d. Herausg. [KK]

Die »Freunde der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit« — heutzutage eine besondere Couleur haben sich wohl an der Sache eines französischen Hauptmanns verspekuliert und wollen sich auf so riskante Gefühlsgeschäfte nicht mehr einlassen? Vielleicht gibt ihnen diese Publikation einen Stoß!

* * *

[Stahl und Bronze]

Die *Armee für die Armeelieferanten!* Das ist der patriotische Gedanke, den Kestranek gegen Kropatschek verfißt. Man braucht, um zwischen Stahl und Bronze zu wählen, nicht zu überlegen, wessen Autorität man vertrauen will: jener des General—Artillerie—Inspektors, der unser hervorragendster Waffentechniker ist, oder der des kommerziellen Leiters der Prager Eisenindustrie—Gesellschaft. Auch muß man, wenn die Montanindustriellen feierlich bekunden, daß Nickelstahl ein besseres Material für Geschützrohre sei als Schmiedebronze, nicht erst die Frage aufwerfen, woher den Herren solche Kenntnis kam, da doch die Leistungen der Schmiedebronze — die Ergebnisse der Schießversuche mit Schmiedebronze—Rohren — ebensosehr Geheimnis sind wie ihre Zusammensetzung und Bearbeitung: Der kleine Betrug, der versucht ward, als man im Montanverein den Daten über das Geschützmaterial, welches die Eisenindustriellen einführen wollen, jene über das Geschützmaterial entgegenstellte, welches die Artilleristen abschaffen wollen, — als man Nickelstahl nicht mit der neuen Schmiedebronze, sondern mit der alten Stahlbronze verglich — verschlägt wenig. Und nicht mehr kommt darauf an, ob das Lob stichhält, welches die Industrieritter den Nickelstahlrohren der Skoda—Werke zollen. Nur das Übermaß der Dreistigkeit soll zurückgewiesen werden, mit der man sich darauf beruft, daß die 24—cm—Rohre, die aus den Skoda—Werkstätten der Kriegsmarine geliefert wurden, tadellos seien; denn jüngst erst ward bekannt, daß ein vor Jahresfrist von der artilleristischen Prüfungskommission der Kriegsmarine übernommenes Rohr unbrauchbar geworden ist, und von zwei Rohren, die neulich übernommen werden sollten, bekam das eine beim kommissionellen Erprobungsschießen Risse. Dennoch könnte die österreichische Industrie vielleicht Kanonenrohre kleinen Kalibers — Feldgeschützrohre — fehlerlos herstellen. Gewiß ist aber, daß Bronzerohre kaum halb so viel kosten wie Stahlrohre, und unbezweifelt ist, daß man in keinem Staat, der in der Lage Österreich—Ungarns wäre, Kanonenrohre in staatlichen altbewährten Werkstätten herzustellen, jemals daran denken würde, die Armee von der Privatindustrie abhängig zu machen. Nur in Österreich, wo Industrie Feind heißt, wer der Industrie nicht die Steuerlasten auf Kosten wirtschaftlich schwächerer Bevölkerungsschichten erleichtern will, wer das Defizit der staatlichen Bahnen nicht durch verlustbringende Tarife für die Beförderung von Industriegütern erhöhen will, wer endlich nicht Antisozialpolitiker und nicht der Meinung ist, daß den Industriellen die Beiträge zur Kranken— und Unfallversicherung ihrer Arbeiter ermäßigt werden müssen, — nur hier darf man sich unterfangen zu erklären, das Urteil der Militärs, die Ersparnis von Millionen, die Unabhängigkeit des Staates bei der Beschaffung von Waffen, alles, was für die Wahl der Bronze den Ausschlag gibt, gelte nichts: aus Patriotismus müsse man Kanonenrohre von Nickelstahl fordern. Unparteiisch, heißt es, soll noch einmal zwischen Stahl und Bronze entschieden werden. Und die Unparteilichkeit soll dadurch garantiert werden, daß die Partei der Industriellen in eine neue Prüfungskommission Vertreter entsenden darf. Man habe Grund zu zweifeln, wird behauptet, ob die Kommission, die sich für die Schmiedebronze aussprach, unvoreingenommen war. Si-

cherlich aber konnten jene weder vorher noch nachher etwas einnehmen, welche sich gegen den Nickelstahl erklärten, und man wird dem General—Artillerie—Inspektor v. Kropatschek und dem Arsenaldirektor Thiele, wenn schon nicht das bessere Verständnis, so jedenfalls den selbstloseren Eifer für die Interessen der Armee zutrauen als jenen, die sie als Lieferanten umwerben. Es ist indes vielleicht den Eisenindustriellen selbst gegenwärtig weniger daran gelegen, daß der Entschluß, Bronze als Rohrmaterial zu wählen, umgestoßen werde, als daß ihnen der Staat die so ersparten Millionen durch die Bewilligung hoher Preise für Lafetten, Protzen, Munitionswagen und Geschosse, welche die Privatindustrie liefern wird, hinwerfe. Noch immer ist es nicht zu spät, den Grundsatz, daß die Armee für die Armeelieferanten da sei, zu verwirklichen. Und dem Freisinn in Journaille und Parlament muß dieser Gedanke ja auch ganz plausibel sein. Wenn Kanonen — wie überhaupt das Heer — in einer Zeit, in der man nicht mehr um der Ehre willen Kriege führt, dazu bestimmt sind, wirtschaftliche Interessen zu schützen: warum sollte man an das Zukunftsinteresse denken, für das die Kanonen einmal schießen werden, und nicht vielmehr an jenes, das mit dem Kauf von Kanonen verbunden ist? Die Industriellen sind überdies nicht die einzigen Leute in Österreich, die sich auf eine vorteilhafte Armeefreundlichkeit verstehen. Auch die Herren mit dem Papierweizen führten bewegliche Klage darüber, daß durch das Verbot des Terminspiels die Versorgung der Armee erschwert werde. †

* * *

[Spitalsfurcht]

Seit der Ärztedebatte im niederösterreichischen Landtag ist in der liberalen Wiener Presse ein neues Schlagwort heimisch geworden. Allwöchentlich wird uns berichtet, daß »Opfer der Ärztefurcht« ihre christlich—soziale Gesinnung mit schwerer Krankheit oder gar mit dem Tod gebüßt hätten. Das wäre schließlich, wenn's wahr ist, vom liberalen Standpunkt als Dezimierung der christlich—sozialen Wählerschaft nicht allzusehr zu bedauern. Und vielleicht würden die Fälle bestrafte Ärztefeindlichkeit, in denen die Namen der Ärztefeinde immer sorgfältig verschwiegen werden, nicht einmal so häufig in der liberalen Presse auftreten, wenn sie nicht der Hoffnung lebte, daß eine noch stärkere Verminderung der christlichsozialen Wähler sich durch Abschreckung werde erreichen lassen. Wie viele oder wenige Opfer aber die Ärztefurcht auch heischen mag, unerträglich wäre es, wenn auch nur ein einziger Fall sich wirklich ereignet hat, in dem es ein Opfer nicht eigener, sondern fremder Furcht gab, wenn wirklich ein Kind die Torheit seiner Eltern mit dem Leben bezahlt hat. Ein dreizehnjähriges Mädchen, so ward jüngst erzählt, sei vor einem Monat mit einer eitrigen Entzündung hinter dem Ohr ins Allgemeine Krankenhaus gebracht worden; die Ärzte hatten den Eltern erklärt, ein operativer Eingriff sei »absolut notwendig, da das Leben des Kindes in Gefahr schwebte«. Aber aus Mißtrauen gegen die Ärzte hätten die Eltern die Einwilligung zur Operation verweigert, und als sie nach einem Monat mit dem sterbenden Kind wiederkamen, um jetzt endlich der Operation zuzustimmen, sei es zu spät gewesen. Das Kind ward operiert, aber es starb am selbigen Tage. Das mag gruseligen Zeitungslesern gar rührsam zu hören sein. Aber mit Empörung müßte der Menschenfreund feststellen, daß sich, wenn die Erzählung wahr ist, die Ärzte einer unerhörten Pflichtverletzung schuldig gemacht haben. Denn sie durften, als sie vor einem Monat den lebensgefährlichen Zustand des Kindes und die Notwendigkeit einer Operation erkannten, die unvernünftigen Eltern nicht einfach mit ihrer Ärztefurcht und deren min-

derjährigem Opfer davonziehen lassen, um selbst sich vielleicht von der Klinik weg in einen Ärzteverein zu begeben und einen Protest gegen die Landtagsmajorität mitzubeschließen. Wir haben ein Strafgesetz, dessen § 360 lautet:

»Wenn dargetan wird, daß diejenigen, denen aus natürlicher oder übernommener Pflicht die Pflege eines Kranken obliegt, es demselben an dem notwendigen medizinischen Beistande, wo solcher zu verschaffen war, gänzlich haben mangeln lassen, sind sie einer Übertretung schuldig, und nach Beschaffenheit der Umstände mit Arrest von einem bis zu sechs Monaten zu bestrafen«.

Jedem Arzt muß dieser Paragraph bekannt sein, und ebenso ist es gewiß, daß Eltern, die mit ihrem Kind den Arzt aufsuchen, es dem Kinde »an dem notwendigen medizinischen Beistand mangeln lassen«, wenn sie dem Arzt die Hilfeleistung, die er unerläßlich findet, verwehren. War es also den Ärzten nicht gelungen, die Zustimmung der Eltern zur Operation zu erlangen — wobei sie überdies den Eltern eindringlich erklären mußten, daß sie sich, falls das Kind stürbe, des mit strengem Arrest bis zu einem Jahr strafbaren Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens schuldig machten —, dann mußte unverzüglich eine Strafanzeige erstattet werden. Frevelhafter Leichtsin ist es, wenn Ärzte durch diese Anzeige wegen einer Übertretung verhüten konnten, daß die Eltern des schwereren Vergehens schuldig würden, und es nicht verhütet haben. Droht wirklich die Unvernunft, deren Ausschreitungen wir im Landtag erlebt haben, das Wirken der Ärzte und das Wohl der Patienten zu schädigen, dann dürfen die Ärzte nicht mit Protesten und Vorstellungen beim Minister ihre Pflicht getan zu haben glauben. Wenn sie ihr eigenes Recht finden wollen, müssen sie vor allem dazu helfen, die im Strafgesetz verbürgten Rechte der Hilflosen zu schützen. Die Kinder wenigstens sollen davor bewahrt bleiben, daß die Kindischen mit ihrer Gesundheit und ihrem Leben spielen.

J. F.

* * *

[Vom »Verbrechen wider das keimende Leben«]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Die Moral«, so stand neulich in der 'Fackel', »ist offenbar aufs beste gewahrt, wenn die Furcht der Gatten, Kinder zu zeugen, und die Furcht der Gattinnen, Kinder zu gebären, nicht zur Abtreibung der Leibesfrucht, sondern bloß zu einer unnatürlichen Enthaltbarkeit führt, welche die Ehen zerrüttet, und zu höchst legitimen ehelichen Schweinereien«. Das scheint ohne alle Ironie die Meinung des geltenden Strafrechts zu sein. Und ein guter Moralist braucht bloß ein schlechter Kriminalist zu sein, um auf den Gedanken zu kommen, man müsse nicht sowohl die Unmoral der Fruchtabtreibung von dem Deliktscharakter befreien, als vielmehr der andern Unmoral, welche die Empfängnis verhütet, den Deliktscharakter aufprägen. Solch ein guter Moralist und schlechter Kriminalist ist beispielsweise der Verfasser des Schweizer Strafgesetzentwurfs; es ist bekannt, daß er den Hütern der Gesetze Spionierdienste an den Türen ehelicher Schlafzimmer zugemutet hat und der Meinung ist, der Staat müsse den Leuten, die ihn um den von der Ehe zu erwartenden Bevölkerungszuwachs prellen, wenigstens das Vergnügen stören. Aber gegen die Unterlassung des ehelichen Verkehrs kann auch Herr Professor Stooß kein strafrechtliches Mittel ausfindig machen. Und weil infolge dessen die

Verhütung der Empfängnis auch in dem von den sorgsamsten Kriminalisten beschützten Staate immer möglich sein wird, scheint die Frage von unwiderstehlicher Logik: Wenn es keine Pflicht des Zeugens und Gebärens gibt und wenn man nicht etwa, sobald eine Empfängnis erfolgt ist, statt körperlicher und sozialer Hygiene Theologie treiben und sich in einen Streit darüber einlassen will, ob durch die Vernichtung des Keims nicht eine Seele zerstört werde, — was anderes hat dann das Verbot der Fruchtabtreibung zum Zweck, als die Gesundheit der Mutter zu schützen? Strafbar wüßte die Vernichtung des keimenden Lebens immer bleiben, wo die Gesundheit der Mutter bedroht wird. Doch ist es unsinnig, solches für ein Delikt eigener Art zu halten und nicht für einen Fall von Kurpfuscherei, von unbefugtem ärztlichem Eingriff, der gleich anderen zu verfolgen ist. Dem Arzte aber müßte, wenn die Mutter sie wünscht, die Abtreibung der Leibesfrucht so gut wie irgendwelcher Eingriff gestattet sein, natürlich unter der Verantwortlichkeit für Folgen, die auf einen begangenen Kunstfehler schließen lassen. Vor jeder Operation wird eine Indikation gestellt; bei der Fruchtabtreibung wäre sie besonders verantwortungsvoll, aber keineswegs schwieriger als sonst.

So steht es indes mit der Frage der Fruchtabtreibung gegenwärtig nicht, daß Moral oder gar Logik den Standpunkt des Staates bestimmten. Der Staat will ganz einfach Nachwuchs haben. Und wenn er schon bei uns die unehelichen Geburten, so sehr er sich ihrer freuen mag, nicht zu vermehren bemüht ist — wie's Frankreich einst durch das Verbot, der Vaterschaft nachzuforschen, tat —, will er sich doch wenigstens die ehelichen Geburten nicht vermindern lassen. Ohnmächtig ist er freilich gegenüber einem Einverständnis der Ehegatten, welche einem Einkind— oder höchstens Zweikinder—System anhangen. Wie aber Ohnmacht zumeist zur Schadenfreude zu führen pflegt, so ist es für den Staat allemal ein rechtes Gaudium, wenn den einverständlichen Gatten ein Malheur passiert. Jahre lang hat's keine Kinder mehr gegeben, die Leutchen haben sich in Sicherheit gewiegt, aber eines Tages — nach einer Nacht, in der nichts anderes als sonst geschah — muß die Frau dem Mann jenes Geständnis machen, welches herkömmlicherweise süß genannt wird. In diesem Augenblick glaubt man, der Staat sei eine Person und man höre ihn vor der Türe kichern: Hab' ich euch endlich? Diese Augenblicke sind es, für die der Staat das Verbot, das keimende Leben zu zerstören, aufgerichtet hält. Denn in unserer Zeit, der die alte Ordnung zerfallen ist und die sich eine neue, soziale nicht zu zimmern vermag, müßte die Unerträglichkeit des Lebens — die psychische gleich der physischen und materiellen — immer neue Tausende zu dem Entschluß führen, was ungerufen und unerwünscht ins Leben hereinschlüpfen will, um jeden Preis fernzuhalten, ihm die Tür zuzuschlagen, ehe es noch auf der Schwelle Fuß fassen kann. Aber diesen Entschluß entmutigt das Strafgesetz. Seinen Sinn könnte der Proletarier, dem die Ehefrau das sechste Kind ankündigt, etwa in den Worten fassen: Die Ungelegenheiten der Armen bedeuten für den Staat die guten Gelegenheiten der Armee.

* * *

Der Dieb von Abbazia ¹ hat, so schreibt mir ein Kriminalist, jetzt im Gefängnis dritthalb Jahre Zeit, darüber nachzudenken, wofür er eigentlich dritthalb Jahre Gefängnis bekommen hat. Betrug der Wert der Juwelen, die er dem Erzherzog Ludwig Viktor gestohlen hat, mehr als dreihundert Gulden, so ist's, weil kein Milderungsgrund vorlag, zu wenig. War aber der Schaden geringer, so ist's zu viel: Sechs Monate bis zu einem Jahr, könnte der Dieb meinen, hätten nach § 178 des Strafgesetzes genügt. Denn der Diebstahl war zwar, weil er mehr als fünfundzwanzig Gulden ausmachte, ein Verbrechen, aber »nicht weiter beschwert«. Wo indes das Rechtswissen keine Auskunft gibt, findet das Rechtsgefühl eines Richters in Österreich noch immer einen Ausweg. Hätte man denn einen Menschen, der einen Erzherzog bestiehlt, vielleicht als ganz gewöhnlichen Dieb behandeln sollen? Ungewöhnliche Umstände werden einem strebsamen Juristen leicht als erschwerende erscheinen, und wenn ein Diebstahl auch bei geringerem Betrag »durch die Eigenschaft des Täters« — § 176 St.—G. — zum Verbrechen wird, so ist es durchaus plausibel, daß er bei höherem, wenngleich dreihundert Gulden nicht überschreitenden Betrag durch die Eigenschaft dessen, an dem er verübt wird, zu einem Verbrechen unter erschwerenden Umständen werden kann und mit einem bis zu fünf Jahren zu bestrafen ist. Daß unter den erschwerenden Umständen, welche das Gesetz aufzählt, ein solcher sich nicht findet, ist wahr und konnte den Richter wankend machen. Doch kennt das Strafgesetz hinwieder den Fall, daß ein läßliches Vorgehen, wenn es an einem Erzherzog begangen wird, sich als Verbrechen qualifiziert. Und die Analogie des § 64 drängte sich dem Richter unwiderstehlich auf; da es ein bis fünf Jahre Kerker kostet, einem Mitglied des kaiserlichen Hauses zu nahe zu treten, sollte man denken, daß, wer sich gar in die Badekabine eines Erzherzogs drängt, nicht leichteren Kaufs davon kommen dürfe. Also überlegte der Richter, und dem Dieb in Abbazia ist recht geschehen ... Noch gibt es zwar keinen Paragraphen, der den Diebstahl an einem Mitglied des kaiserlichen Hauses besonders ahndet. Wenn aber der Erzherzog Ludwig Viktor so leutselig ist, sich in das Gedränge eines öffentlichen Herrenbades zu begeben, so sind so ungewöhnliche Umstände gewiß erschwerende. Die Strafgesetzreformatoren mögen ersehen, wie notwendig es ist, neue Diebstahlparagrafen zu schaffen. Dafür gibt es ja wieder andere, die sie aufheben könnten ...

* * *

[Riedler]

Gheimrat *Riedler* ² hat richtig abgesagt. Und dem Unterrichtsministerium war es doch diesmal ernstlich darum zu tun gewesen, eine hervorragende Kraft für die Wiener Technik zu gewinnen. Was hat man Riedler nicht alles versprochen! Aber auch an Taten hat es nicht gefehlt. Damit man den neuen Lehrer würdig empfangen könne, scheute man sogar Ausgaben nicht, und die Zeichensäle der Maschinenbau—Abteilung wurden frisch angestrichen. Dennoch bleibt Riedler in Berlin—Charlottenburg, und in Wien gibt man, seitdem man sich vom ersten Schrecken erholt hat, zu, es sei eigentlich von allem Anfang recht unwahrscheinlich gewesen, daß der erste Mann der ersten technischen Hochschule Deutschlands sich zur Übersiedlung nach Österreich bereit finden werde. Müssen wir also für alle Zukunft darauf verzich-

1 s. Heft 144 # 11 »Badegast«

2 s. Heft 148 # 07

ten, Männer solchen Ranges an die Wiener Technik heranzuziehen? Gewiß, wenn das nur vom Unterrichtsministerium abhängig bleibt. Denn auch ein Unterrichtsminister, der so fähig wäre, wie Herr v. Hartel unfähig ist, könnte Deutschlands Anziehungskraft für große Techniker nicht verringern, und Österreichs Anziehungskraft für große Techniker zu vermehren, vermögen bloß die österreichischen Industriellen. Will man für Wien einen hervorragenden Lehrer des Maschinenbaus finden, so hätte man ihn auf die folgende Art zu suchen: Die österreichischen Maschinenbau—Unternehmungen müßten sich mit dem Unterrichtsminister über die Berufung und mit dem Berufenen über die Bedingungen der Annahme einigen. Sie müßten dem Mann, dem man zumutet, auf ein großes Einkommen in Deutschland und auf gewinnreiche Beziehungen zur deutschen Industrie zu verzichten, aus eigenen Mitteln ein hohes festes Gehalt garantieren und ihm für die Verwertung seiner Arbeiten Verträge anbieten, die der geistigen Leistung gerechten Lohn sichern. Was jeder außer Herrn v. Hartel für die medizinische Fakultät in Wien — weil Wien eine reiche Praxis gibt — zustandebrächte, ihr Lehrer von Weltruf anzuwerben, das kann für die Wiener Technik der Unterrichtsminister allein nicht leisten. Patriotische Industrielle würden es ermöglichen. Aber wir haben, scheint es, bloß industrielle Patrioten.

†

* * *

[Von der 'Zeit']

Der Pariser Professor d'Arsonval hat jüngst auf eine Anfrage des 'Matin' geantwortet, er brauche zur Fortsetzung seiner Radiumforschungen dreißigtausend Francs, »und darauf« — so berichtet der Pariser Korrespondent der 'Zeit' —

»hat der generöse 'Matin' sogleich in den eigenen Beutel gegriffen und die 30.000 Franken zu beliebiger Benützung an den Akademiker überwiesen«. In edler Entrüstung ruft der Herr von der 'Zeit' aus: »So wird hier Reklame für — Zeitungen gemacht! Denn nur auf diese Reklame kam es dem Blatte an; das Radium selbst ist ihm fürchterlich gleichgültig«.

Seien wir stolz: In Wien gab es niemals ein Blatt gleich dem 'Matin', der um der Reklame willen für die Radiumforschung Opfer bringt, niemals einen 'New—York Herald', der — nur zur Reklame — einen Stanley auf die Suche nach Livingstone schickte. Unsere Zeitungen machten nie Reklame für sich mit den Arbeiten eines Forschers, den sie unterstützten; sie machten nur bisweilen für die Arbeiten eines Forschers Reklame, der sie unterstützte. Bei der 'Zeit' ist auch dies unmöglich. Sie ist ein anständiges Blatt und will nicht von der Korruption, sondern ausschließlich von der Dummheit leben. Finden sich Leute, die ihr Geld geben, nicht etwa, um irgend etwas dadurch zu erreichen, sondern bloß aus Unverstand, dann ist sie zufrieden. Jede selbstlose Tat wird übrigens belohnt: Wer für die 'Zeit' Geld hergibt, erhält statt des Titels »Idiot« den viel besser klingenden »Kommanditist«. Ob der 'Zeit' aber auf die Dauer der Beweis gelingen wird, daß man von Kommanditisten allein leben kann? Ursprünglich hat das Programm der 'Zeit' anders gelautet: sie wolle von den Abonnements leben. Als indes einer nach dem andern das Abonnement aufgab, gab auch die 'Zeit' ihr Programm auf. Heute wird das Blatt Staatsbeamten, Offizieren, Lehrern, Bankbeamten — kurz, fast allen Gebildeten, die es bisher, wie begreiflich, nicht geschenkt nehmen wollten, für einen Gulden monatlich, also unter dem Selbstkostenpreise geliefert. Wächst dabei

das Abonnement, so muß auch das Defizit wachsen, und je mehr Leute sich bereit finden, mit der Lektüre eines sinn— und saftlosen Journals die Zeit zu verschwenden, desto mehr haben die Geldgeber unter der 'Zeit'—Verschwendung zu leiden.

+

* * *

[Advokaten und Richter]

In der liberalen Versöhnungsära des Herrn v. Koerber, in der Friede den Menschen auf Erden und schon wieder einem Pollak der Adel gegeben wurde, in der fortwährend ausgeglichen, überbrückt und angenähert wird, bildet vor allem ein Problem die Sorge der Regierenden: die »Annäherung« des Richterstandes und des Advokatenstandes. Die Reform der Geschwornenjustiz ist bereits angebahnt: im Schwurgerichtssaal wurde mit feierlichem Gepränge ein neues Bild des Kaisers enthüllt. »Im Namen Seiner Majestät zu Recht erkannt«: die Bedeutung dieses Satzes wird, wenn auch noch das Recht ein wenig renoviert sein wird, mit der Zeit voll gewürdigt werden. Aber die gewisse »Annäherung« macht noch Schwierigkeiten. Die Richter haben sich auch in Österreich bisher ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewußt. Ihre außeramtliche natürlich. Ihr Privatleben brauchte sich von obrigkeitlichen Winken nicht beeinflussen zu lassen. Wo sie aßen, tranken, Feste feierten — was ging das den Justizminister an? Ab 1904 soll es anders werden. Die Advokatenkammer gibt am 5. Januar eine Silvesterfeier, und »Seine Exzellenz wünscht«, verkünden Zirkulare, daß sich Euer Wohlgeboren an ihr beteiligen. Die »Verständigung« soll angebahnt werden. Herr v. Koerber glaubt nämlich, daß sich Richter und Advokaten bisher wie Deutsche und Tschechen gegenüberstanden. In Wahrheit war manchem feinfühligem Richter die Geduld gerissen, wenn eine prononcierte Zierde des Barreaus sich allzu üppig gebärdete, und mancher anständige Anwalt war aufgebraust, wenn ein gemütsarmer Verhandlungsleiter das Schicksal des Angeklagten über die Schablone seiner Borniertheit spannen wollte. Anstatt nun endlich im Garten der Justiz zu jäten, und den Disziplinarrat der Advokatenkammer an seine Pflicht zu mahnen, kommandiert man die Gegner zu einem gemeinschaftlichen Souper, das so nebenbei auch die durch den neuen Zivilprozeß in ihren Expensenhoffnungen getäuschten Gemüter beruhigen soll. Einsichtige Richter und anständige Anwälte, die keinen Grund zur Versöhnung haben, wie sie keinen Grund zur Entzweiung hatten, sollen sich mit den bedenklichen Vertretern des andern Standes an einen Tisch setzen. Sie werden sich's hoffentlich überlegen und fernbleiben, wenn Blutdurst und Expensenhunger sich zum Mahle vereinigen.

* * *

[Article de Brockhaus]

'*Neue Freie Presse*'
(Morgenblatt, 19. Dezember): »Von
Universitätsprofessor Dr. Eduard
Schiff in Wien erhalten wir folgende
Mitteilungen: Die Methoden der si-
gnaletischen Photographie oder der

Brockhaus' Konversations—Lexikon.
(Supplement—Band 17, 1897):
»*Bertillonssystem* oder Bertillonage,
die von dem Franzosen Alphonse
Bertillon zu bewunderungswürdiger
Exaktheit ausgebildete Methode, an-

anthropometrischen Messungen, welche Alphonse Bertillon ausgebildet hat, sind bekannt. Sie werden zur Wiedererkennung rückfälliger Verbrecher verwendet ... Früher hat man bei Personsbeschreibungen auf deutlich sichtbare Gebrechen, Narben, Verstümmlungen, Tätowierungen, Muttermäler, auf Nasen— und Ohrenformen und andere Äußerlichkeiten Gewicht gelegt ... In China und Indien wurden von altersher ... die Abdrücke des feinsten Reliefs der Fingerhaut signaletisch verwendet; ... Bertillon's System basiert auf genauen Messungen von Individuen, deren Körperwachstum bereits abgeschlossen ist. Es werden vorgenommen: erstens Körpermessungen, Körpergröße, Spannweite, Sitzhöhe; zweitens Messungen am Kopfe, Länge und Breite des Kopfes, Länge und Breite des Ohres; drittens Messungen an Gliedern der linken Körperseite, Fuß, kleiner Finger, Vorderarm; viertens wird die Farbe der Regenbogenhaut (Iris) nach einer Skala bestimmt. Diese Daten werden auf einer Photographie, respektive auf einem Zählblatte verzeichnet, und die Blätter nach einem bestimmten System geordnet, Die Bertillonage ist derzeit in allen Kulturstaaten eingeführt. In Paris wurden nach diesem System identifiziert: 1883 49, 1884 241, 1885 425, 1886 356, 1887 487, 1888 550, 1890 614, 1891 600 und 1892 680 Menschen.«

thropometrische Messungen zur Wiedererkennung (Identifikation) rückfälliger Verbrecher zu verwenden. Während man früher vorzüglich auf Gebrechen, Narben, Verstümmlungen, Muttermäler, Tätowierungen, Komplexion, Nasen— und Ohrenformen, in China und Indien auf Abdrücke der Tastleisten der Tastballen der letzten Fingerglieder u. a. den Hauptwert legte, treten diese besondern Merkmale nun in zweite Linie. Bertillons System basiert auf genauen Messungen, bei denen die linke Körperhälfte als die konstantere im allgemeinen bevorzugt wird. Dieser Methode kommt zustatten die fast absolute Unveränderlichkeit des menschlichen Knochengerüsts vom 20. Lebensjahre an ... Nach dem B. werden vorgenommen 1. Körpermessungen : Körpergröße, Spannweite, Sitzhöhe; 2. Messungen am Kopfe: Länge und Breite des Kopfes, Länge und Breite des rechten Ohres; 3. Messungen an Gliedern der linken Körperseite: Fuß, Mittelfinger, kleiner Finger, Vorderarm; 4. wird die Farbe der Regenbogenhaut des Auges (in sieben Stufen) festgestellt. Die gewonnenen Zahlen werden auf die Photographie oder, da sich diese als entbehrlich erwiesen, auf ein Zählblatt ... verzeichnet. Das wichtigste an Bertillons System ist die Ordnung dieser Zählkarten... Seit seiner Einführung wurden in Paris nach dem B. identifiziert: 1883: 49, 1884: 241, 1885: 425, 1886: 356, 1887 487, 1888: 550, 1890: 614, 1891 600, 1892 : 680, im ganzen 4564 Verbrecher.«

Universitätsprofessor Dr. Eduard Schiff ist nicht Professor der Statistik; er hätte sich sonst gewiß bemüht, die Lücken auszufüllen, die unser Wissen von den Erfolgen der Bertillonage aufweist, weil der Artikel des 1897 erschienenen Lexikonbandes über das Jahr 1892 hinaus keine Angaben liefert und die Zahl der im Jahre 1889 Bertillonierten durch ein Übersehen ausgefallen ist. Aber Universitätsprofessor Dr. Eduard Schiff ist wohl, so vermutet der Laie, von Beruf Stilverbesserer und bemüht sich, das im Konversationslexikon niedergelegte Wissen der Menschheit um stilistische Veränderungen zu berei-

chern? Die 'Neue Freie Presse' hat indes wiederholt versichert, der Herr sei Dermatologe, und er gibt sich selbst neuestens für einen Röntgenstrahlenforscher aus, beschuldigt in der Fortsetzung eben jener Zuschrift an die 'Neue Freie Presse' französische Ärzte, welche die Radiographie der Bertillonage dienstbar gemacht haben, eines an ihm begangenen *Plagiats* und erklärt, es wäre ihm lieber gewesen, »wenn die Röntgenstrahlen als *Article de Vienne* in die forensische Medizin eingeführt worden wären«, anstatt als *Article de Paris*. So streng richtet der Herr die Benützung fremden geistigen Eigentums, während er selbst einen *Article de Brockhaus* den Zeitungslesern als Original—*Article de Schiff* aufbindet.

X



Das Bildnis Dorian Gray's.

(Zum Bildnis des Friedrich Schütz.)

In jenem Blatte, dessen Inseratenspalten der Anpreisung jeglicher Perversität geöffnet sind und dessen Eigentümer notorischer Weise auch aus der Vermittlung päderastischen Verkehrs Gewinn ziehen, ist, wie man weiß, ein gewisser F. Sch. in sittlicher Entrüstung über Oscar Wilde entbrannt. Sein literarisches Verdammungsurteil, das vor allem den Dichter der »Salome« traf, ließ er mit Beziehung auf Wilde's Roman »Das Bildnis Dorian Gray's« in den Worten gipfeln: »Offenbarungen von der albernsten Banalität«. Zwei davon möchte ich hier — in der trefflichen Verdeutschung Felix Paul Greve's (J. C. C. Bruns' Verlag in Minden); vor der andern Ausgabe warne ich — zitieren. Die erste ist eine Rede über den Wert der *Jugend*, der ich an ergreifender Wirkung höchstens die berühmte szenische Gestaltung des gleichen Motivs bei Ferdinand Raimund an die Seite stellen könnte. Lord Henry zieht den schöne Dorian Gray, daß ihm die Sonne nicht den Teint verbrenne, in den Schatten des Gartens. »Was liegt daran?« ruft der Jüngling lachend. »Ihnen sollte alles daran liegen, Mr. Gray.« »Und warum?« »Weil Sie wundervoll jung sind; und die Jugend der einzige wertvolle Besitz ist«. Auf die Bemerkung »Ich finde das nicht, Lord Henry«, antwortet dieser:

»O nein, jetzt nicht. Aber eines Tages, wenn Sie alt und runzlich und häßlich geworden sind, wenn der Gedanke Ihre Stirn mit seinen Furchen gezeichnet, und die Leidenschaft Ihre Lippen mit häßlichen Flammen verzehrt hat, dann werden Sie es empfinden, und Sie werden es furchtbar empfinden. Jetzt mögen Sie gehen, wohin Sie wollen — Sie bezaubern die Welt. Wird das so bleiben? — Sie sind von wundervoller Schönheit, Mr. Gray. Runzeln Sie nicht die Stirn! Es ist wahr. Und Schönheit ist eine Form des Genius — Schönheit ist mehr als Genius, denn sie bedarf keiner Erklärung. Sie gehört zu den großen Tatsachen der Welt, wie die Sonne, wie der Frühling oder der Widerschein jener silbernen Sichel des Mondes in dunklen Wassern. Sie läßt sich nicht anfechten. Sie hat ein göttliches Recht auf die Herrschaft. Sie macht zu Fürsten, die sie besitzen. — Sie lächeln. O, wenn Sie sie einst verloren ha-

ben, werden Sie nicht mehr lächeln. ... Die Menschen sagen wohl, die Schönheit gehöre der Oberfläche. Mag sein. Aber der Gedanke gehört ihr noch mehr. Für mich ist die Schönheit das Wunder der Wunder. Nur Flachköpfe urteilen nicht nach dem Schein. Das wahre Geheimnis der Welt liegt im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren ... Ja, Mr. Gray, Ihnen waren die Götter gnädig. Aber was die Götter geben, das nehmen sie bald zurück. Sie haben nur wenige Jahre, um wirklich, vollkommen und ganz zu leben. Wenn Ihre Jugend dahingeht, dann wird auch Ihre Schönheit schwinden, und plötzlich werden Sie entdecken, daß keine Triumphe mehr Ihrer harren; oder Sie müssen mit jenen niedrigen Siegen zufrieden sein, die das Gedächtnis Ihrer Vergangenheit bitterer machen wird als Niederlagen. Jeder schwindende Mond führt Sie einem schrecklichen Etwas näher. Die Zeit beneidet Sie und bestürmt Ihre Lilien und Rosen. Sie werden bleich werden und hohlwangig und stumpfen Blickes. Sie werden schrecklich zu leiden haben ... O, nutzen Sie Ihre Jugend, solange sie da ist. Verschwenden Sie nicht das Gold Ihrer Tage; hören Sie nicht auf die Langweiligen, leihen Sie nicht Ihre Hilfe den doch Verlorenen; werfen Sie Ihr Leben nicht fort für die Toren, die Vielen, die Niedrigen. Das Alles sind kranke Ziele, falsche Ideale unserer Zeit. Leben Sie! Leben Sie das Leben voll Wunder, das in Ihnen ruht! Lassen Sie nichts sich entgehen. Suchen Sie stets nach neuen Empfindungen. Fürchten Sie nichts ... Ein neuer Hedonismus, das ist es, was unser Jahrhundert braucht. Sie könnten sein sichtbares Symbol sein. Mit Ihrer Persönlichkeit können Sie alles tun. Die Welt gehört Ihnen — einen Frühling lang ... Den Moment, da ich Sie traf, sah ich, daß Sie nichts davon wußten, wer Sie eigentlich sind, wer Sie sein könnten. Ich sah so viel in Ihnen, was mich bezauberte, daß ich gezwungen war, Ihnen etwas von Ihnen zu erzählen. Der Gedanke kam mir, wie traurig es wäre, wenn Sie verschwendet würden. Denn nur so kurze Zeit wird Ihre Jugend dauern — nur so kurze Zeit! Die Menge der Feldblumen welkt, aber sie blühen wieder. Die Blüten der Bohne sind ebenso goldgelb im nächsten Juni wie heute. In wenigen Wochen werden purpurne Sterne auf der Klematis schweben, und Jahr nach Jahr wird die grüne Nacht ihrer Blätter die purpurnen Sterne bergen. Aber uns kehrt niemals die Jugend zurück. Der Pulsschlag der Freude, der uns mit Zwanzig durchzuckt, wird matt und träge. Unsere Glieder werden schwer, unsere Sinne entschwinden. Wir entarten zu scheußlichen Gliederpuppen, in denen nur ein Gedächtnis spukt, das Gedächtnis der Leidenschaften, vor denen wir in Furcht zurückbebt, und das Gedächtnis der Versuchungen, denen nachzugeben wir den Mut nicht fanden. Jugend! Jugend! Es gibt nichts in der Welt außer der Jugend!«

Später nimmt Dorian den Gedanken auf:

»Ja, Lord Henry prophezeite richtig: ein neuer Hedonismus mußte kommen, der das Leben neu schaffen und es vor jenem strengen, unschönen Puritanertum schützen sollte, das in unseren Tagen seine furchtbare Auferstehung feierte. Gewiß sollte er seinen Kultus des Intellekts erhalten; aber niemals sollte er eine Theorie oder ein System annehmen, das in sich das Opfer irgendeiner Erfahrung der Leidenschaft einschlosse. Sein Ziel sollte die Erfah-

rung sein, nicht die Früchte der Erfahrung, mögen sie süß oder bitter sein. Er sollte nichts wissen vom Asketismus, der die Sinne tötet, noch auch von der gemeinen Verworfenheit, die sie abstumpft. Er sollte den Menschen lehren, sich auf die Momente des Lebens, das selbst nur ein Moment ist, zu konzentrieren. Wohl wenige von uns haben noch nie vor Sonnenaufgang gewacht, sei es nach einer jener traumlosen Nächte, die uns fast in den Tod verliebt machen, sei es nach einer jener Nächte des Schreckens und mißgestalteter Freude, wenn durch die Kammern des Gehirns Phantome schweben, schrecklicher noch als die Wirklichkeit und belebt von jenem lebendigen Leben, das in allem Grotesken schlummert und das auch der Gotik seine dauernde Lebenskraft leiht; denn diese Kunst, möchte man meinen, ist insbesondere die Kunst derer, deren Seelen von der Krankheit des Traumes getrübt sind. Mählich schleichen weiße Finger durch die Vorhänge, und sie scheinen zu zittern. Als schwarze, phantastische Gestalten kriechen Schatten in die Winkel der Zimmer und lagern sich dort. Draußen regt sich das Rascheln der Vögel im Laube oder die Schritte der Menschen, die an ihr Werk gehen, oder das Seufzen und Stöhnen des Windes, der von den Hügeln herniederkommt und um das schweigende Haus wandert, als fürchte er, den Schläfer zu wecken und müsse doch den Schlaf aus seiner purpurnen Höhle rufen. Schleier nach Schleier aus dünner, dämmeriger Gaze hebt sich, und nach und nach kommen Formen und Farben den Dingen zurück, und wir sehen, wie der nahende Tag der Welt ihr altes Gesicht zurückgibt. Die blassen Spiegel erhalten wieder ihr nachbildendes Leben. Die flammenlosen Kerzen stehen, wo wir sie ließen, und neben ihnen liegt das halbgeöffnete Buch, in dem wir lasen, oder die drahtumflochtene Blume, die wir beim Tanze trugen, oder der Brief, den zu lesen wir fürchteten oder zu oft gelesen hatten. Nichts scheint uns verändert. Aus den unwirklichen Schatten der Nacht steigt das wirkliche Leben, das wir kannten. Wir müssen es aufnehmen, wo wir es fallen ließen, und ein furchtbares Gefühl beschleicht uns — *das Gefühl der Notwendigkeit, ewig in demselben ermüdenden Kreise festgestellter Gewohnheiten unsere Kraft zu verbrauchen, oder vielleicht auch ein wildes Sehnen kommt uns an, unsere Augen möchten einmal des Morgens über einer Welt sich öffnen, die in der Dunkelheit neu zu unserer Freude geschaffen wäre, einer Welt, in der die Dinge neue Gestalten und Farben hätten und verwandelt wären oder neue Geheimnisse bürden, einer Welt, in der das Vergangene keinen oder geringen Platz einnähme oder doch in keiner bewußten Form der Verpflichtung oder der Reue fortlebte; denn selbst die Erinnerung an die Freude hat ihre Bitterkeit, die Erinnerung an den Genuß ihren Schmerz.*«

Hundert dichterische, tiefe und geisterfüllte Worte ließen sich aus diesem Buch zitieren. Was aber bedeuten sie einem F. Sch., der durch das eine (auf Seite 87) so gründlich verstimmt wurde?:

»Dann fragte er, ob ich für irgend eine Zeitung schriebe. Ich sagte ihm, ich hätte nie eine gelesen. Er war furchtbar enttäuscht und vertraute mir, daß die ganze Theaterkritik sich gegen ihn verschworen habe, und jeder einzelne Kritiker sei käuflich.« — »Es sollte mich nicht wundern, wenn er recht hätte. Aber, nach ihrem

Aussehen zu urteilen, können dafür die meisten auch nicht teuer sein« ...

* * *

[Vom Elisabeth—Denkmal]

Strebertum und Langeweile lassen es sich nicht nehmen, der Kaiserin Elisabeth ein Denkmal zu setzen. Ihr »Exekutivkomitee« hat ein paar altgediente Bildhauermeister aufgefordert, die Schwierigkeit der Wahl zwischen drei schlechten Entwürfen zu überwinden, und die »Experten« entschieden für das Werk des Herrn Bitterlich. In einer Stadt, in der Klinger's Beethoven angeulkt wurde, muß man sich über das Treiben eines patriotischen Komitees, das gegen die Proteste moderner Künstler zu einer endlichen Erledigung seiner Ordensbeschwerden gelangen will, nicht weiter entrüsten. Nur Freunden einer humoristischen Lektüre sei der Bericht der sachverständigen Herren dringendst empfohlen. An dem Modell des Herrn Bitterlich haben sie nur einige »Mängel« auszusetzen. So unter anderen: »*Das Antlitz entbehrt des bedeutenden Ausdrucks*«. »Allein alle diese Mängel«, heißt es da, »sind nicht so tiefgreifend, als daß sie nicht im Verfolge der weiteren Durchbildung leicht zu beheben wären«. Die Auffassung des Herrn Professors Bitterlich ist also zugegebenermaßen eine spießbürgerliche. »Dieser Entwurf wird daher als Grundlage für die Ausführung des Denkmals weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth von den Unterzeichneten einmütig empfohlen«.

*

Die putzigste Weihnachtsgabe, welche die in den Wiener Redaktionen beschäftigten Christkindlein den braven Lesern diesmal beschert haben, ist die Rundfrage der 'Österreichischen Volkszeitung': »Welche Worte (Poesie oder Prosa) widmen Sie als Inschrift für das Denkmal der Kaiserin Elisabeth in Wien?« Eine schönere Gelegenheit für Leute, die nichts zu sagen haben, war kaum zu ersinnen. Und wer würde es wagen, in einem Falle, wo Schmock als Paladin des Andenkens einer Kaiserin auftritt, nicht zu antworten? Den Reigen eröffnet Herr v. *Bezecny* mit dem originellen Vorschlag, auf das Monument als Inschrift die Worte zu setzen: »Kaiserin Elisabeth«. Schön, aber einfach; und des Nachdenkens Mühe war dem Finder erspart geblieben. Viele andere folgen seinem Beispiel. Frau *Otilie Bondy* ist schon komplizierter. Sie schlägt vor: »Kaiserin Elisabeth. 1837 — 1898«. Fr. *Jenny v. Glaser* setzt gar die Orte der Geburt und des Todes hinzu. Der Dichter *Philipp Haas* von Te(pp)ichen aber glaubt, die beste Ehrung der Verstorbenen gefunden zu haben. Er empfiehlt seine Verse:

Du hast die Seligkeit, Unerreichte!
Es weint um Dich ein treues Volk im Land,
Es weint, denn in Dir, hehre Fürstin, reichte
Der Edelsinn der Schönheit seine Hand.

Ich glaube, die Frau des Agamemnon in der »Schönen Helena« dichtet ungefähr:

Doch die Hand
Soll man reichen
Dem edlen Jüngling mit Verstand!
Ohnegleichen ...

Ob aber Kaiserin Elisabeth noch die Seligkeit haben wird, wenn des Dichters Haas Verse auf ihrem Denkmal prangen, bleibe dahingestellt. Die Widmung des Herrn v. *Hartel*, der sich als Philologen empfehlen zu müssen glaubt und ein lateinisches Sprüchlein verfaßt hat, würde sie wenigstens nicht

verstehen. Der Verlagsbuchhändler Alfred Ritter von *Hölder* schlägt vor: »Der edelsten Fürstin in Treue und Liebe die Bewohner Wiens«. Er formuliert die Gefühle, die ihm die Mitarbeiter seines wissenschaftlichen Verlags entgegenbringen. Warum schweigt der Besitzer der Buchhandlung Manz, der doch auch nicht schlechtere Honorare zahlt? Fünf Verslein, kurz und langweilig, hat der bei allen patriotischen Gelegenheiten geweckte »Schulmann« Dr. Leo *Smolle* beigesteuert. Aber der ganze Tiefsinn des Problems ist in der Antwort des Herrn Alfons *Herold*, des liberalen Hoteliers, ausgeprägt: »Ich würde empfehlen, einfach und schlicht zu setzen: 'Kaiserin Elisabeth'. *Ich motiviere es* damit, daß ich *aus persönlicher Wahrnehmung* in meiner Eigenschaft als Geschäftsführer des 'Hotel Europe' in Salzburg (in den Jahren 1868 und 1869) von der erhabenen Kaiserin sehr oft durch Ansprachen beim Herrichten der Tafel *ausgezeichnet wurde*. Die Diners wurden *nämlich* am Bahnhof vom 'Hotel Europe' in Salzburg für die hohe Frau in dazumaliger Zeit beigestellt. Stets war die Kaiserin äußerst leutselig, dabei höchst einfach und schlicht in allem, in Ausdrucksweise, Bewegungen usw. und wird mir unvergeßlich bleiben.« Die Motivierung ist einleuchtend. Die Diners am Bahnhof in Salzburg wurden vom »Hotel Europe« beigestellt, wo Herr Herold Geschäftsführer war. Später wurde er liberaler Politiker.

* * *

Das Publikum

»Über die Weihnachtspremieren in den Münchener Theatern wird uns telegraphisch berichtet: Die Uraufführung von *Strindberg's* Trauerspiel 'Das Band' im Schauspielhause hatte *mäßigen, bestrittenen* Erfolg. *Wilde's* Drama 'Salome' erhielt *geteilten* Beifall. *Schönthan's* Erstaufführung von Maria Theresia' im Residenztheater brachte es bei glänzender Ausstattung zu *warmem* Beifall.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Konsuln]

Beobachter. Konsul? Schon faul! ... Was sich zwischen dem edlen Nheriman und dem edlen Kolischer, zwei großen Khans, abspielte, wiederholt sich jetzt, wie aus den Gerichtssaalberichten hervorgeht, in der Niederung, in der schlichte Beys ihres Amtes walten. Immerhin dünken sie sich noch bedeutend genug, um neben sich den Julius Cäsar, der auch ein Konsul war, als ein armes Waserl erscheinen zu lassen. Bondy Bey! Das klingt! Aber österreichische Richter sprechen von Erpressung, wo die feinsten Sitten der Türkei betätigt wurden. Die Herrschaften leben bei uns gemütlich nach der Devise »Verkauft's meine Orden — ich fahr in Himmel!«, und rechnen darauf, daß auch dem Antikorruptionisten der Appetit vergehen werde, in den Balkandreck, den Kehricht vor der Pforte und in den Orientschmutz zu greifen. Was treibt denn der Herr Kolischer, der die persische Generalsuniform anlegt, wenn er Inserate für seine drei Winkelblätter akquirieren geht? Na — kehren wir den berühmten Warnruf um: Videat res publica, ne quid consulibus detritnenti capiat!

[Der Nobelpreis]

Friedensfreund. Ja, die Suttner! Es ist kaum zu glauben. Und der Börsenwöchner hat sich auch aus Leibeskräften dagegen gesträubt, es zu glauben. Am 11. Dezember hatte man erfahren, daß der Nobelpreis einem Engländer zuerkannt worden sei. Aber noch am 13. Dezember erklärte Herr Benedikt jeden für einen Sonderling, der da meinte, »daß Pulver und Schießwolle trotz des Nobelpreises an die Baronin Suttner¹ noch recht lange gangbare Artikel bleiben« würden, und spekulierte à la baisse in den Aktien der Hirtenberger Patronenfabrik. Schließlich hat jedoch die Wiener Börsenpresse zugeben müssen, daß William Randal Cremer wirklich der Baronin Suttner vorgezogen wurde. Mancher gute Patriot ist ob solcher Zurücksetzung einer verdienten österreichischen Frau gekränkt. Nur die Wiener liberalen Zeitungsleser wissen jetzt nicht, was eigentlich mehr zu bedauern ist: daß nicht eine Österreicherin den Friedenspreis erhielt, oder daß Österreich nicht neue Kanonenrohre aus Stahl erhält.

[Spagat und Inserat]

Inserent. Im Hause des Lippowitz spreche man jetzt nicht vom Spagat²! Ein Spagathändler hat sich — so schreibt mir ein Mitarbeiter — erküht, einen Prozeß durch alle drei Instanzen gegen das 'Neue Wiener Journal' zu gewinnen: Der Unverschämte verlangte bares Geld für den Spagat, den er dem Blatte geliefert hatte, und die Gerichte — so preßfeindlich sind die Gerichte in Österreich bereits geworden — erkannten zu Recht, daß in Österreich auch Zeitungen verpflichtet sind, ihre Schulden über Verlangen des Gläubigers in Kronenwährung anstatt durch Inserate zu bezahlen. Vergebens beschwor Herr Lippowitz die Richter, sie möchten doch ein Einsehen haben: nie hätte er für Hunderte von Kronen Spagat bezogen, wenn er geglaubt hätte, daß Inseratenscheine von dem Lieferanten nicht ebenso unweigerlich angenommen werden müßten wie Banknoten. Das Gericht stellte den Tatbestand fest: Ein Inseratenagent des 'Neuen Wiener Journal' kommt zu einem Spagathändler. Ich inseriere nicht!, erklärt der Händler. Der Agent setzt ihm zu: Die Inserate sind so billig wie nirgendwo. Mir noch immer zu teuer, ist die Antwort. Aber Sie brauchen uns keinen Kreuzer für die Inserate zu bezahlen; wir nehmen statt der Bezahlung von Ihnen Spagat! Der Händler hält bis zur Erschöpfung stand; schließlich drückt ihm der Inseratenagent denn doch einen Auftrag ab. Von da an bestellt Herr Lippowitz Spagat nur noch bei dem neueingefangenen Inserenten. Bald geht die Rechnung in die tausend Kronen. Endlich bittet der Händler, den Rest, der nach Abzug der Inseratenkosten verbleibt, zu begleichen. Herr Lippowitz weiß nicht, wie ihm geschieht: Sie wollen Geld? Keine Spur! Inserate können Sie haben, so viele Sie wollen. Und darüber kommt es zum Prozeß. Die Gerichte entscheiden: Nicht der Kaufmann hat sich verpflichtet, Inseratenaufträge zur Ausgleichung der Spagatrechnung zu geben, sondern das 'Neue Wiener Journal' hat sich verpflichtet, Spagataufträge zur Ausgleichung der Inseratenrechnung zu geben. Der Lieferant kann nicht verhalten werden, zu inserieren, aber das Blatt ist verhalten, zu bezahlen. Das ist ein Urteil, welches alle Rechtsverhältnisse der Wiener Presse umstößt, und man wird diesen Schlag nicht so bald verwinden wie die Aberkennung einer Zeitungsehre. Soll es denn wirklich dazu kommen, daß Wiener Zeitungsmenschen nicht nur die Bedürfnisse der Zeitung, sondern am Ende auch ihre persönlichen durch Barzahlung bestreiten? Wollen die Gerichte Schneider, Schuster oder gar Buchhändler gegen die Presse aufhetzen?

[Sic transit]

1 Den Friedensnobelpreis bekam sie 1905

2 hier: Bindfaden

Techniker. In Nr. 150 ist ein Irrtum unterlaufen. Die der Veröffentlichungspflicht unterliegende Bilanz ist natürlich jene der »Aktiengesellschaft für Szczepanik's Textil—Industrie—Fabriksanstalt«. Deren Gründerin und Schuldnerin ist die offene Handelsgesellschaft »Société des inventions Jan Szczepanik & Cie«, welche wegen Versäumnis des Lieferungstermins der Textilmaschinen das von dem neuen Geldgeber jetzt glücklich aufgebrachte Pönale von 40.000 Kronen bezahlen sollte. Nun ist der Aktiengesellschaft mit dem Pönale und der offenen Handelsgesellschaft durch den uneigennütigen Geldgeber zur Wahrung der Ehre Polens geholfen, und beide Unternehmungen werden wohl noch ein Weilchen fortleben. Die Verwechslung beider liegt übrigens nahe. Nicht nur wegen des gemeinsamen Wiener Domizils in der Prager Straße, sondern auch wegen des Zusammenhangs, der durch die Personen hergestellt ist: durch den in beiden Unternehmungen ausgebeuteten Erfinder und durch den beide ausbeutenden »Bankier« Ludwig Kleinberg.

[Der Toilettenluxus]

Damenschneider. Zur Theatertoilettenfrage: »WIE OFT IST AN DIE PRESSE die eindringliche Mahnung ergangen, gegen diesen Unfug und Unsinn (des Toilettenluxus) Front zu machen. Von Zeit zu Zeit schlägt ihr auch das Gewissen und sie wagt die Bemerkung: Es wäre am Ende doch wohl ein bißchen zu viel und wohl auch nicht ganz am Platze. Aber dann kommt ein neues Stück, in dessen Mitte eine wegen ihrer großartigen Toiletten bekannte Künstlerin steht; das Stück wird abfällig beurteilt, die künstlerische Leistung mit wohlwollender Duldsamkeit eben berührt, die Pracht der Toiletten aber MIT ANGABE DER LIEFERANTEN mit hellem Jubel bewundert. Es ist ja so weit gekommen, daß Schauspielerinnen einfach als Toilettenträgerinnen behandelt werden, daß sie sogar in dem verbreitetsten Wochenblatte lediglich ihrer Toiletten wegen bildlich dargestellt werden.« Diese Sätze sind einem Feuilleton des Herrn Paul Lindau entnommen, das — die 'Neue Freie Presse' abdruckt. Ein paar Wochen nach dem »Maria Theresia«—Skandal! Dies ehrlose Volk sagt auch dann noch, daß es geregnet hat, wenn es SICH SELBST ins Gesicht spuckte.

[Die Schere]

Scherenschleifer. Der dumme Dieb hat sich schon wieder selbst verraten. 'Neues Wiener Journal' vom 21. Dezember: Ein Londoner Bericht über »fragwürdige Musikdiplome«. An der Spitze steht: »Von UNSEREM Korrespondenten«, und zum Schluß heißt es: »Da kaum anzunehmen ist, daß die Gesellschaft trotz ihres Namens (Reis School of Music of GERMANY ...) IN UNSEREM VATERLANDE viele Geschäfte macht! ...« Unser Korrespondent oder unser Vaterland? Eins oder das andere! ... Ein paar Tage später herrschte im 'Neuen Wiener Journal' große Aufregung. Ein MANUSKRIFT war eingelaufen! Von einer Hand beschriebenes Papier! Es war eine Zuschrift des Burgschauspielers Heine, der für die »Weihnachtsnummer« die Frage beantworten mußte, »wie er zum Theater kam«. In der freudigen Erregung schickte man das Manuskript ungelesen in die Druckerei. Es erschien mit allen Bissigkeiten, mit denen Herr Heine die Belästigung in der Weihnachtswoche quittierte, und enthielt die folgende Wendung: »Ich höre Sie unmutig mit Federhalter ODER SCHERE aufschlagen und es klingt wie warnendes Geflüster: Zur Sache, wenn's beliebt!«

[Der bezahlte Vollmond]

Mondsüchtiger. Für Geld ist alles möglich! »Prachtwetter herrscht jetzt auf dem Semmering«, hieß es in der Weihnachtsnummer der 'Neuen Freien Presse', »tiefblauer Himmel wölbt sich über die Berge, mild und wohlig ist die Temperatur, um Mittag wird es recht warm. Nachts verleiht der Silberglanz des STRAHLENDEN VOLLMONDES der idyllischen Szenerie poetischen Zauber«. Am

25. Dezember war zwar, wie ein Blick in den Kalender lehrt, schon NEUMOND. Aber im Inseratenbüro war Vollmond aufgegeben, und dabei bleibt's, wenn sich auch die Astronomen auf den Kopf stellen! Die Administration verfügt über den Weltenraum so gut wie über den Raum des lokalen Teils ... Und sie bewegt sich doch! hat Galilei gerufen. Sicherlich war er ein unbotmäßiger Redakteur, der seine Meinung gegen die Ansicht eines Inserenten, daß sie sich nicht bewege, durchsetzen wollte.

[Der Fall Buchbinder]

Habitué. Wenn ich alles, was ich in fünf Jahren über die Verderbtheit der Wiener Theaterkritik geschrieben habe, zusammenfassen wollte, es würde an Wirkung hinter einer einzigen Tatsache, die wir jetzt erleben, zurückbleiben: dem Fall BUCHBINDER. Daß Theaterdirektoren die elenden Stücke des aus dem kritischen Machtbereich Geworfenen annehmen, wäre, wenn nicht die Furcht vor einer journalistischen Renaissance des Mannes sie bestimmte, wohl ein starker Gegenbeweis gegen meine Darstellungen von dem Zusammenhang zwischen Produktion und Kritik. Wie glänzend sind sie aber erhärtet durch die Haltung, die heute die Rezensentenschar gegen den einstigen Kollegen einnimmt. Der Anblick, der sich da dem Leser der Vorstadttheaterkritiken bietet, ist ein so anwidernder, daß es zur sittlichen Pflicht wird, sich des schlechtesten Lieferanten, der je die Wiener Possenbühne besudelt hat, anzunehmen. Herr Buchbinder hat sich, seitdem er nicht mehr Notizen schreibt, gewiß nicht verschlechtert. Aber wenn man ein paar Jahrgänge zurückblättert, so wird man ersehen, daß die »Dritte Eskadron«, »Er und seine Schwester« und der »Spatz« Meisterwerke reinsten Volkspoesie waren, deren Schöpfer man nie zugetraut hätte, daß er zu jenem Auswürfling herabsinken könnte, der den Mut hat, seinen Namen auf die Theaterzettel von »48 Stunden Urlaub« und »Der Mameluck« zu setzen. Die Notizenschreiber wissen besser als die Theaterdirektoren, daß der Mann nicht mehr zu fürchten ist, daß ihre eigenen Stücke vor seinem Tadel sicher sind: also drauf und dran! Ward der letzte Schund, den er früher geleistet, über Wasser gehalten, so würde er jetzt nicht pardonnirt werden, auch wenn er einen »Zerbrochenen Krug« oder den »Revisor« schriebe. Etwas Scheußlicheres als diese Hetzjagd auf einen, der keinen Revolver hat, BLOSS WEIL er keinen mehr hat, etwas Elementareres als dies Geständnis, daß ausschließlich das geschäftliche Cliqueninteresse das öffentliche Urteil bestimmt, läßt sich nicht ersinnen! Das 'Neue Wiener Journal', in dessen Dienst sich Herr Buchbinder verblutet, für das er sein Bestes an gemeiner Kulissenschnüffelei hergegeben hat, ist natürlich allen voran. Am 15. Jänner 1902 schrieb Herr Tann—Bergler: »Vor einem ausverkauften, eleganten Premierenhause — in der Hofloge wohnte Erzherzog Franz Ferdinand der Vorstellung bei — fand gestern die Erstaufführung des dreiaktigen Musikschwankes 'Der Spatz' statt. Zwei bünnenvertraute Männer, denen das Theaterpublikum schon unzählige vergnügte Abende dankt, waren in Kompagnie gegangen, um wieder einmal im Sinne ihrer Tradition zu arbeiten. Bernhard Buchbinder, der erfolgsgewohnte Autor, und Charles Weinberger, der in einschmeichelnden, wienerischen Melodien empfindet. Das Verhältnis, in dem ich zu Buchbinder stehe, auferlegt meinem Referat den Zwang der weitestgehenden Reserve. Er ist Journalist. Eine geheiligte Überlieferung an der bisher noch niemand zu rütteln gewagt hat, ohne direkt verbrecherischer Gelüste geziehen zu werden, schreibt vor, daß den Zeitungsleuten eine möglichst üble Nachrede zuteil werde, vor allem in den Zeitungen. Er ist ferner mein Bürokollege. Es hieße die Satzungen eines jeglichen Bürokratismus auf den Kopf stellen, wollte ich alles Schöne anders als mit Bedauern, die Bedenken hingegen ohne die gewisse herzliche Genugtuung notieren, welche als

das untrüglichste Kennzeichen der Unparteilichkeit gilt und den Verdacht gesinnungsloser Kameraderie und Cliquengemeinheit wenigstens mildern, wenn auch nicht beseitigen kann. Er ist schließlich SEIT JAHREN MEIN PERSÖNLICHER FREUND. Nun weiß aber doch jedermann, daß es der schönste, erhabenste und in der überwiegenden Zahl der Fälle auch der einzige Gewinn der Freundschaft ist, Unannehmlichkeiten einzuheimsen. Auf diese Grundsätze mußte ich hinweisen — um sie anwenden zu können ...« Neckisch, nicht wahr? Dann heißt es: »Possenhaft—lustige, oft karnevalistisch—übermütige Handlung«, »sprudelnder Dialog«, »Knallerbsen, die massenhaft explodieren«, »urtoller zweiter Akt«, »wiederholt herausapplaudiert« usw. Der »Spatz« war natürlich ebenso blödsinnig und fiel ebenso durch wie »48 Stunden Urlaub«, über die Buchbinder's Nachfolger am 8. November 1903 neun Zeilen schreibt: »Die Bezeichnung Posse ist gewissermaßen eine Bitte um Nachsicht. Jener Teil des Publikums, der die oberen Ränge füllte, verstand die Andeutung und lachte. Der andere Teil hat den Autor energisch angeblasen. Mit der Konstatierung, daß der Inhalt seine komischen Wirkungen aus der Dummheit eines polnischen Offiziersdieners zu bestreiten sucht und daß Herr Lackner sich Mühe gab, der Rolle gerecht zu werden, glaube ich der Referentenpflicht diesmal Genüge getan zu haben. Vielleicht haben andere mehr Lust, sich mit dem Stück auseinanderzusetzen.« Und am 23. Dezember über den »Mameluck«: »Die Handlung ist aus einem Roman Jokai's zugeschnitten, da sich seine Mitautorschaft doch wohl nicht dahin erklären ließe, daß er Bernhard Buchbinder ins Deutsche übertragen hat« ... Was wäre über die elende Carltheateroperette, was über das Durchfallsstück des Raimundtheaters geschrieben worden, wenn sie vor des Autors Vertreibung aus dem kritischen Paradiese ans Rampenlicht gelangt wären? Gibt es etwas, das die Erbärmlichkeit dieses Cliquentreibens grimmiger illustrierte als die Tatsache, daß ich mich heute in Wien des Bernhard Buchbinder annehmen muß?!

[Das Attentat auf Herrn Dr. Nordau]

Zionist. Ich muß es ablehnen, zum »Attentat gegen Dr. Max Nordau« Stellung zu nehmen. Dieser satirischen Überfülle bin ich nicht gewachsen. Schon die bloße Tatsache eines Makkabäerkränzchens! Und daß der »Attentäter« auf ZWEI SCHRITTE Distanz zweimal schoß und nicht traf! Eine »Kugel« kam geflogen: wäre sie aus Wien vom Restaurant Tonello gekommen, sie hätte ihr Ziel sicherlich nicht verfehlt! Bezeichnend genug, daß sie, wie gemeldet wird, Herrn Nordau »am KINN streifte«; er konnte sich also überzeugen, daß sie nicht rituell zubereitet war, und wich ihr aus. Chaim Selig Louban heißt der »Fanatiker«, der sich bis zur Gründung des Königreichs nicht gedulden wollte. Er wurde verhaftet und wird, wie verlautet, zur Strafe mit dem Marmorek—Serum behandelt werden ... Es ist zu viel. Ein Satiriker kann zusperrern, wenn ihm die Wirklichkeit derartige Schmutzkonkurrenz bereitet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

